

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Wendy Walker**

**Kalte Seele – Dunkles Herz**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

---

CASSANDRA TANNER

*Tag eins meiner Rückkehr*

Wir glauben, was wir glauben wollen. Wir glauben, was wir glauben müssen. Möglicherweise gibt es keinen Unterschied zwischen wollen und müssen. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass die Wahrheit sich uns entziehen kann, sie kann sich hinter unseren blinden Flecken verstecken, hinter unseren Vorurteilen, unseren hungrigen Herzen, die sich nach Ruhe sehnen. Doch sie ist immer da, wenn wir die Augen öffnen und versuchen, sie zu sehen. Wenn wir wirklich versuchen zu sehen.

Als meine Schwester und ich vor drei Jahren verschwanden, hielten alle die Augen geschlossen.

Man fand Emmas Auto am Strand. Auf dem Fahrersitz ihre Handtasche. In der Tasche ihre Schlüssel. In der Brandung ihre Schuhe. Manche Leute glaubten, sie wäre losgezogen, um eine Party zu suchen oder sich mit einem Freund zu treffen, der niemals auftauchte. Sie glaubten, sie sei schwimmen gegangen. Sie glaubten, sie sei ertrunken. Vielleicht war es ein Unfall gewesen. Vielleicht Selbstmord.

Jeder glaubte, Emma sei tot.

Was mich betrifft – das ist nicht so einfach.

Ich war fünfzehn, als ich verschwand. Emma hätte mich niemals mit zum Strand genommen, als ich fünfzehn war. Sie war in ihrem letzten Jahr auf der Highschool, und ich

war eine Nervensäge. Meine Tasche lag in der Küche. Von mir wurde nichts am Strand gefunden. Nach Auskunft meiner Mutter fehlte nichts von meiner Kleidung aus dem Haus. Und Mütter wissen solche Dinge. Oder etwa nicht?

Aber sie fanden Haare von mir in Emmas Auto, und manche Leute klammerten sich an den Gedanken, dass ich ebenfalls tot sein musste, obwohl ich unzählige Male in ihrem Auto gesessen hatte. Sie klammerten sich daran, denn wenn ich nicht mit Emma zum Strand gefahren war, wenn ich nicht in jener Nacht im Ozean ertrunken war, vielleicht ins Meer gelaufen war, um sie zu retten – wo war ich dann? Manche Leute wollten glauben, ich sei tot, weil es zu unangenehm war, sich Fragen zu stellen.

Andere waren sich nicht so sicher. Sie waren offen genug, um einen bizarren Zufall in Betracht zu ziehen. Eine Schwester ertrank am Strand. Die andere lief davon oder wurde möglicherweise entführt. Andererseits ... Ausreißer nehmen normalerweise eine Tasche mit. Sie muss entführt worden sein. Auf der anderen Seite ... solche furchtbaren Dinge passieren doch nicht Leuten wie uns.

Es war keine ganz normale Nacht gewesen, und das befeuerte die Zufallstheorien. Meine Mutter erzählte die Geschichte auf eine Art und Weise, mit der sie das Publikum fesselte und genügend Mitgefühl weckte, um ihren Hunger nach Aufmerksamkeit zu stillen. Ich erkannte es an ihrem Blick, als ich sie in den Nachrichten und den Talkshows sah. Sie beschrieb den Streit zwischen Emma und mir, das Gekreische von Mädchen im Teenageralter. Dann die Stille. Das Auto, das zu später Stunde das Grundstück verließ. Sie hatte die Scheinwerfer von ihrem Schlafzimmerfenster aus gesehen. Tränen wurden vergossen, als sie die Geschichte

erzählte, ein kollektives Seufzen erfasste das Studiopublikum.

Auf der Suche nach Antworten wurden unsere Leben ausinandergenommen. Die sozialen Medien, Freunde, SMS und Tagebücher. Alles wurde eingehend geprüft. Sie erzählte ihnen, wir hätten uns wegen einer Halskette gestritten. *Ich hatte sie für Emma gekauft, zum Schulbeginn. Es war ihr letztes Jahr! Das ist eine ganz besondere Zeit. Cass war eifersüchtig. Sie war immer so eifersüchtig auf ihre Schwester.*

Darauf folgten noch mehr Tränen.

Der Strand liegt direkt an der Meerenge des Long Island Sound. Es gibt dort keine starke Strömung. Bei Ebbe muss man lange laufen, bis das Wasser einem bis zu den Knien reicht. Bei Flut rollt das Wasser so sanft heran, dass man kaum den Sog an den Knöcheln spürt, und man versinkt auch nicht im Sand, wie an den Stränden weiter oben an der Küste, die direkt am Atlantik liegen. Es ist nicht einfach, an unserem Strand zu ertrinken.

Ich erinnere mich, wie ich meine Mutter im Fernsehen beobachtete. Worte kamen aus ihrem Mund, Tränen rannen aus ihren Augen. Für diesen Anlass hatte sie sich neu eingekleidet, ein maßgeschneidertes dunkelgraues Kostüm, dazu Schuhe eines italienischen Designers, der, wie sie uns erklärt hatte, *der Beste sei und unsere Stellung in der Welt betonen* würde. Ich erkannte es an der Form der Schuhspitze. Sie hat uns eine Menge über Schuhe beigebracht. Ich glaube nicht, dass es an den Schuhen lag, dass jeder ihr glauben wollte. Aber sie taten es. Ich konnte es förmlich durch den Fernseher spüren.

Vielleicht waren wir unter dem Druck auf unserer Privatschule zerbrochen. Es könnte eine Art Selbstmordpakt gewe-

sen sein. Womöglich hatten wir unsere Taschen mit Steinen gefüllt und waren langsam in unser wässriges Grab gegangen, wie Virginia Woolf.

Aber wo waren dann unsere Leichen?

Sechs Wochen und vier Tage dauerte es, bis die Story in den Nachrichten nicht mehr an erster Stelle erwähnt wurde. Meine Promi-Mutter wurde wieder zu der gewöhnlichen, alten Judy Martin oder Mrs Jonathan Martin, wie sie es vorzog, genannt zu werden, ehemals Mrs Owen Tanner, ehemals Judith Luanne York. Es ist nicht so kompliziert, wie es klingt. York war ihr Mädchename, bevor sie die Namen ihrer beiden Ehemänner annahm. Zwei Ehemänner sind heutzutage nicht viel.

Emma und ich stammen vom ersten – Owen Tanner. Emma wurde nach der Mutter meines Vaters benannt, die an einem schwachen Herzen starb, als er siebzehn war. Mein Name, Cassandra (Cass in der Kurzform) entstammt einem Buch mit Babynamen, das meine Mutter besaß. Sie sagte, er klinge wie der Name einer wichtigen Person. Jemand, den die Leute bewundern. Jemand, den sie beneiden. Dazu kann ich nichts sagen, aber ich erinnere mich daran, dass sie mir meine langen Haare vor ihrem Badezimmerspiegel bürstete und mich mit einem zufriedenen Lächeln betrachtete.

*Sieh dich an, Cassandra! Du solltest immer einen Spiegel bei dir haben, damit du nie vergisst, wie schön du bist.*

Zu Emma sagte unsere Mutter nie, dass sie schön sei. Sie sahen sich zu ähnlich, als dass Worte der Zuneigung zwischen ihnen gewechselt werden konnten. Jemanden zu loben, der genauso aussieht wie man selbst, der sich genauso verhält oder dieselben Kleider trägt, das ist, als würde man sich selbst loben, und doch fühlt es sich nicht so an. Es fühlt

sich eher an wie ein Dämpfer, als würde die andere Person das Lob einheimsen, das einem selbst zusteht. Unsere Mutter hätte Emma nie erlaubt, ihr etwas so Wertvolles wie Lob und Anerkennung zu stehlen.

Aber zu mir sagte sie es. Sie sagte, ich hätte das Beste aus beiden Genpools. Sie war sehr bewandert in solchen Dingen – warum Kinder blaue oder braune Augen hatten oder besonders talentiert in Mathematik oder Musik waren.

*Wenn du so weit bist, Kinder zu bekommen, Cassandra, wirst du dir fast jedes Merkmal aussuchen können! Kannst du dir das vorstellen? Ach, wie anders hätte mein Leben verlaufen können, wenn diese Wissenschaftler nur ein wenig schneller gewesen wären!* Sie seufzte.

Damals wusste ich nicht, was sie damit meinte. Ich war erst sieben. Aber wenn sie mir die Haare büstete, wenn sie mir ihre geheimen Gedanken anvertraute, hörte ich mit großem Interesse zu, weil es mich von den Zehenspitzen bis zum Scheitel mit Freude erfüllte und ich wünschte, es würde niemals enden.

Aber das tat es immer. Unsere Mutter wusste, wie sie unseren Hunger nach ihr am Leben erhalten konnte.

Als wir klein waren, fragte sie uns, ob sie hübsch sei, das hübscheste Mädchen, das wir je gesehen hätten, und ob sie klug sei, die klügste Frau, die wir kannten, und dann natürlich ...

*Bin ich eine gute Mutter? Die beste Mutter, die ihr euch wünschen könnt?*

Dabei lächelte sie stets und sah uns mit großen Augen an. Damals antworteten Emma und ich mit ernster Stimme *ja*. Dann schnappte sie nach Luft, schüttelte den Kopf und drückte uns so fest, als sei die Aufregung darüber, so wun-

derbar zu sein, mehr, als sie ertragen konnte, als müsste sie diese Erregung unter Aufbietung körperlicher Kraft aus ihrem Leib herauspressen. Nach dem Drücken folgte ein langer Seufzer, um die Anspannung, die ihr in den Knochen gesessen hatte, zu lösen. Die Erregung verließ ihren Körper in heißen Atemstößen und erfüllte den ganzen Raum. Sie selbst wurde vollkommen ruhig und zufrieden.

Zu anderen Zeiten, wenn sie traurig oder wütend war, weil die Welt so grausam zu ihr war, weil niemand sah, wie außergewöhnlich sie war, waren wir diejenigen, die diese Worte sagten, in dem Wissen, dass es sie aus ihrer Düsternis herausreißen würde.

*Du bist die beste Mutter auf der ganzen großen Welt.*

Und wir glaubten es, Emma und ich, damals, als wir so jung waren.

Ich erinnere mich nur bruchstückhaft an diese Momente, und die Bruchstücke passten irgendwann nicht mehr zusammen, wie verwiterte Glasscherben, deren Ränder abgeschliffen waren. Starke Arme, die kräftig zudrückten. Der Geruch ihrer Haut. Sie benutzte Chanel No°5, das, wie sie uns erklärte, sehr teuer sei. Wir durften die Flasche nicht berühren, aber manchmal hielt sie uns den Flakon hin, und wir inhalierten den Duft, der noch am Zerstäuber haftete.

Andere Erinnerungsfragmente enthalten den Klang ihrer Stimme, wenn sie schrie und sich in ihrem Bett hin und her warf, während ihre Tränen das Bettzeug benetzten. Wie ich mich hinter Emma versteckte. Emma, die ruhig hinsieht, sie mustert und Berechnungen anstellt. Wie wir aufwachen und ihre Euphorie sehen. Wie wir aufwachen und ihre Verzweiflung sehen. Ich erinnere mich auch an dieses eine Gefühl, das ich gelegentlich hatte. Es ist nicht an einen bestimmten

Moment gebunden. Es ist nur die Erinnerung eines Gefühls. Jeden Morgen ängstlich die Augen zu öffnen, weil ich keine Ahnung hatte, was uns an diesem Tag erwartete. Ob sie uns umarmen würde. Ob sie mir das Haar bürsten würde. Oder ob sie in ihre Decke weinen würde. Es war, als versuchte man, sich zu überlegen, was man anziehen soll, ohne zu wissen, welche Jahreszeit herrscht, Sommer oder Winter.

Als Emma zehn und ich acht war, begann der Zauber unserer Mutter im hellen Licht der Welt draußen zu verblassen – der realen Welt, in der sie nicht so hübsch war, nicht so klug und nicht so eine gute Mutter. Emma fielen nach und nach ein paar Dinge an ihr auf, und wenn ihr danach war, erzählte sie mir davon.

*Sie irrt sich, verstehst du?* Es war egal, was danach folgte, ob es eine Meinung war, die unsere Mutter über eine andere Mutter von der Schule gefasst hatte, oder eine Tatsache über George Washington oder was für ein Hund gerade die Straße überquert hatte. Was zählte, war, dass sie sich geirrt hatte, und jedes Mal, wenn sie falschlag, klangen wir weniger aufrecht, wenn wir ihr antworteten.

*Bin ich nicht eine gute Mutter? Die beste Mutter, die ihr euch wünschen könnt?*

Wir hörten niemals auf, das Wort *Ja* zu sagen. Aber als ich acht war und Emma zehn war, wusste sie, dass wir logen.

An jenem Tag waren wir in der Küche. Sie war wütend auf unseren Vater. An den Grund kann ich mich nicht erinnern.

*Er sollte froh sein, dass er mich hat. Ich hätte jeden Mann haben können. Ihr Mädchen wisst das. Meine Mädchen wissen Bescheid.*

Sie beschäftigte sich mit dem Abwasch. Stellte den Wasserhahn an. Und wieder aus. Das Geschirrtuch fiel zu Boden.



Sie hob es auf. Emma stand auf der anderen Seite der riesigen Kücheninsel, ich dicht neben ihr, die Schultern hochgezogen, beugte mich zu ihr, damit ich, falls nötig, hinter ihr verschwinden konnte. Emma kam mir damals so stark vor, als wir abwarteten, welche Jahreszeit es dieses Mal werden würde. Ob es Sommer oder Winter sein würde.

Unsere Mutter begann zu weinen. Sie drehte sich um und sah uns an.

*Was habt ihr gesagt?*

*Ja.* Wir antworteten, wie wir es immer taten, wenn sie uns fragte, ob sie die beste Mutter sei.

Wir gingen zu ihr, warteten auf unsere Umarmung oder das Lächeln oder das Seufzen. Doch nichts davon kam. Stattdessen stieß sie uns beide zurück, eine Hand auf meiner Brust und eine auf Emmas. Skeptisch musterte sie unsere Gesichter. Dann schnappte sie nach Luft, ohne wieder auszuatmen.

*Geht auf eure Zimmer! Sofort!*

Wir taten, was sie verlangte. Wir gingen in unsere Zimmer. Ich versuchte, mit Emma zu reden, als sie voranstürmte und ich hinter ihr herhastete. Ich weiß noch, dass ich auf dem Weg nach oben fragte, *Was haben wir getan?* Doch Emma sprach nur über unsere Mutter, wenn sie Lust dazu hatte – und wenn sie etwas zu erzählen hatte. Die Geschichte unserer Mutter wurde von ihr geschrieben, ganz allein von ihr. Sie schob meine Hand von ihrem Arm und sagte mir, ich solle den Mund halten.

Wir bekamen kein Abendessen. Keine Umarmungen. Keine Gutenachtküsse. Der Preis für diese Dinge, für die Zuneigung unserer Mutter, stieg an jenem Abend und in den folgenden Jahren. Die Dinge, die wir sagen und tun mussten, um sie von unserer Bewunderung zu überzeugen, wurden

immer umfangreicher, je häufiger wir sie sagten und taten – sie blähten sich auf und veränderten sich ständig, so dass die Liebe unserer Mutter rar wurde.

Ein paar Jahre später, mit elf, schlug ich meinen Namen nach, Cassandra, als ich ihn in einem Buch über Mythen entdeckte. Er stammte aus der griechischen Mythologie, Cassandra war die Tochter des trojanischen Königs Priamus und seiner Gemahlin Hekabe. *Cassandra besaß die Gabe der Weissagung, war aber dazu verflucht, dass niemand ihren Weissagungen jemals Glauben schenken würde.* Ich starrte meinen Computermonitor lange an. Mein Verstand hatte sich davongemacht. Plötzlich ergab das ganze Universum Sinn, und ich war der Mittelpunkt von allem. Meine Mutter hatte mir diesen Namen gegeben, doch in Wahrheit musste es Schicksal sein. Schicksal oder Gott oder was auch immer – etwas war in den Geist meiner Mutter eingedrungen und hatte ihr diesen Namen in den Kopf gesetzt. Er wusste, was geschehen würde. Er wusste, dass ich die Zukunft vorhersagen und dass niemand mir glauben würde. Kinder neigen dazu, Phantasien für wahr zu halten. Heute weiß ich, dass die Tatsache, dass meine Mutter mich Cassandra genannt hat und das, was uns zustieß, nichts als das zufällige Zusammentreffen von Ereignissen war. Aber damals, als ich elf war, fühlte ich mich verantwortlich für alles, was geschehen würde.

Es war das Jahr, in dem meine Eltern sich scheiden ließen. Es war das Jahr, in dem ich ihnen sagte, was ich wusste – dass ich sehen könne, was geschehen würde. Ich erzählte ihnen, dass Emma und ich besser nicht bei unserer Mutter und ihrem neuen Freund namens Mr Martin leben sollten, zusammen mit seinem einzigen Kind, seinem Sohn Hunter.

Die Scheidung meiner Eltern war keine Überraschung

für mich. Emma sagte, sie sei auch nicht überrascht, aber ich glaubte ihr nicht. Sie weinte zu viel, als dass es die Wahrheit sein konnte. Jeder hielt Emma für zäh und glaubte, sie käme mit allem klar. Die Leute täuschten sich immer in Emma, weil sie auf erschütternde Vorfälle mit einer beunruhigenden Härte reagieren konnte. Sie hatte dunkle Haare wie unsere Mutter, und ihre Haut war sehr weich und blass. Als Teenager entdeckte sie hellroten Lippenstift und dunklen, fast schwarzen Lidschatten und dass sie sich dahinter verstecken konnte, so wie Farbe eine Wand verdeckte. Sie trug kurze Röcke und enge Pullover, meistens schwarze Rollkragenpullover. Ich habe nicht nur ein Wort, das beschreibt, wie ich sie sah. Sie war schön, ernst, gequält, verletztlich, verzweifelt, unbarmherzig. Und ich bewunderte sie und beneidete sie und sog jeden Moment ein, in dem sie mir ein Stückchen von sich schenkte.

Die meisten dieser Stücke waren klein. Viele von ihnen sollten mich verletzen oder mich ausschließen oder mich gegenüber unserer Mutter ausstechen. Aber gelegentlich, wenn unsere Mutter schlief und das Haus still war, kam Emma in mein Zimmer und kletterte zu mir ins Bett. Sie kroch unter meine Decke und legte sich dicht neben mich, und manchmal schlang sie ihre Arme um mich und drückte ihre Wange an meine Schulter. In solchen Momenten erzählte sie mir Dinge, die mich nährten und mich warm hielten und mir ein Gefühl von Sicherheit gaben, selbst wenn ich in der Winterstimmung unserer Mutter erwachte. *Eines Tages wird es nur noch uns beide geben, Cass. Dich und mich und sonst niemanden.* Ich kann mich an ihren Geruch erinnern, an die Wärme ihrer Brust, an die Kraft ihrer Arme. *Wir werden gehen, wohin wir wollen, und sie niemals wieder in unser Leben lassen. Wir*

*werden uns nicht mehr um sie kümmern.* Ich kann noch immer ihre Stimme hören, mit der meine Schwester mir in der Nacht zuflüsterte, *Ich liebe dich, Cass.* Wenn sie solche Dinge zu mir sagte, dachte ich, nichts könne uns je etwas anhaben.

Ich ließ mich von Emma dazu überreden, unsere Mutter während der Scheidung zu verraten. Sie konnte den nächsten Zug jedes Spielers auf dem Spielbrett erkennen. Sie konnte deren Kurs verändern, indem sie ihren eigenen änderte. Sie war empfänglich und anpassungsfähig. Und sie war niemals auf einen bestimmten Ausgang festgelegt, ausgenommen ihre Selbsterhaltung.

*Cass, wir müssen bei Dad leben. Verstehst du das nicht? Er wäre so traurig ohne uns. Mom hat Mr Martin. Dad hat nur uns. Verstehst du? Wir müssen etwas tun, und wir müssen es jetzt tun. Oder es ist zu spät!*

Emma brauchte mir das nicht zu erklären. Ich verstand das alles. Der Freund unserer Mutter, Mr Martin, war ins Haus unseres Vaters gezogen, kaum dass dieser es verlassen hatte. Sein Sohn Hunter ging auf ein Internat, aber er lebte bei uns, wenn er in den Ferien und an den Wochenenden nach Hause kam, und er war häufig zu Hause. Mr Martins Exfrau war schon vor langer Zeit nach Kalifornien gezogen, bevor wir die Familie überhaupt kannten. Mr Martin war »halbpensioniert«, was bedeutete, dass er viel Geld verdient hatte und jetzt viel Golf spielte.

Ich begriff, dass unsere Mutter unseren Vater, Owen Tanner, nie geliebt hatte. Sie ignorierte ihn so offenkundig und mit solchem Desinteresse, dass es schwer war, ihn einfach nur anzuschauen und den Schmerz zu sehen, der von seinem Körper abzustrahlen schien. O ja, unser Vater war traurig.

Ich erklärte Emma, dass ich die Traurigkeit unseres Va-

ters sehen könne. Was ich Emma nicht erzählte, war, dass ich auch noch andere Dinge sehen konnte. Ich konnte sehen, wie Mr Martins Sohn Emma ansah, wenn er von seiner Schule nach Hause kam, und wie Mr Martin seinen Sohn ansah, der Emma ansah, und die Art, wie unsere Mutter Mr Martin ansah, wenn er die beiden ansah. Und ich konnte sehen, dass das böse enden würde.

Aber in die Zukunft blicken zu können war eine wertlose Gabe, wenn man nicht die Macht hatte, die Zukunft auch zu ändern.

Als die Frau vom Gericht mich fragte, erklärte ich also, dass ich bei meinem Vater leben wollte. Ich sagte, meiner Ansicht nach würden sich die Dinge zu Hause schlecht entwickeln, mit Mr Martin und seinem Sohn. Ich glaube, Emma war überrascht von meinem Mut oder vielleicht auch verblüfft über den Einfluss, den sie auf mich zu haben schien. Auf jeden Fall justierte sie, nachdem ich diesen Zug auf dem Spielbrett getan hatte, ihren eigenen Kurs neu, stellte sich an die Seite unserer Mutter und besiegelte damit ein für alle Mal ihre Position als Lieblingskind. Ich hatte es nicht kommen sehen. Jeder glaubte ihr, und niemand glaubte mir, weil ich erst elf war und Emma dreizehn. Und weil Emma Emma war und ich ich.

Unsere Mutter war außer sich vor Zorn, weil die Leute, mit denen ich gesprochen hatte, dafür hätten sorgen können, dass wir nicht bei ihr leben würden. Wie konnte sie die beste Mutter der Welt sein, wenn sie keine Kinder mehr übrig hatte? Als sie den Sorgerechtsstreit gewonnen hatte, fand ich heraus, wie wütend sie wirklich war.

*Nach allem, was ich für dich getan habe! Ich wusste, dass du mich nie geliebt hast!*

In diesem Punkt irrte sie sich. Ich habe sie geliebt. Aber sie hat mir nie wieder die Haare gebürstet.

*Und nenn mich nie wieder Mutter! Für dich bin ich Mrs Martin!*

Als sich nach der Scheidung der Staub gelegt hatte, tanzten Emma und unsere Mutter zusammen in der Küche, während sie Schokoladenkuchen backten. Sie lachten hysterisch über YouTube-Videos von klavierspielenden Katzen oder Kleinkindern, die ungeschickt gegen Wände liefen. Sie fuhr samstags zum Schuhekaufen und sahen sich sonntags *Real Housewives* an. Und sie stritten sich fast jeden Tag, laut, schreiend, fluchend und boxend – die Art von Streit, die auf mich selbst nach Jahren des Zusehens immer wieder so wirkte, als gäbe es kein Zurück mehr. Doch am nächsten Tag, manchmal noch am selben Tag, lachten sie wieder zusammen, als sei nichts geschehen. Niemand entschuldigte sich. Es gab keine Diskussionen darüber, wie es besser laufen könnte. Es wurden keine Grenzen für die Zukunft gesetzt. Sie machten einfach so weiter.

Ich brauchte lange, bis ich ihre Beziehung begriff. Ich war immer bereit, den Preis für die Liebe meiner Mutter zu zahlen, gleichgültig, welchen Preis sie verlangte. Emma hingegen wusste etwas, das ich nicht wusste. Sie wusste, dass unsere Mutter unsere Liebe genauso brauchte wie wir ihre, vielleicht sogar noch mehr. Und sie wusste, dass sie, indem sie drohte, ihr diese Liebe zu entziehen, und den Preis ihrer Zuneigung in die Höhe trieb, unsere Mutter zum Nachgeben bewegen konnte. So ging es hin und her, fast täglich handelten sie ihren Pakt neu aus, änderten ständig die Bedingungen. Und sie suchten stets nach Wegen, ihre Macht am Verhandlungstisch zu vergrößern.

Ich wurde die Außenseiterin. Ich mochte schön sein, wie meine Mutter sagte, aber ich war schön wie eine Puppe, wie ein lebloses Ding, das die Menschen einmal ansahen, ehe sie wieder zur Tagesordnung übergingen. Bei Emma und unserer Mutter war das anders, sie hatten etwas, das Menschen anzog. Und so waren sie in ihrem Geheimclub erbitterte Konkurrentinnen um die Liebe der anderen, um die Liebe aller Menschen um sie herum. Ich konnte nur zusehen, aus einer Entfernung, die so gering war, dass ich die Eskalation jedes Mal kommen sah. Zwei Nationalstaaten in einem permanenten Kampf um Macht und Kontrolle. Es war unerträglich. Doch er dauerte an, dieser Krieg zwischen meiner Mutter und meiner Schwester, bis zu jenem Abend, an dem wir verschwanden.

Ich erinnere mich, was ich am Tag meiner Rückkehr empfand. Als ich an einem Sonntagmorgen im Juli Mrs Martins Haus erreichte, mein Zuhause, könnte man sagen (obwohl es sich nicht wie mein Zuhause anfühlte, nachdem ich so lange fort gewesen war), stand ich frierend draußen im Wald. Drei Jahre lang hatte ich unablässig über meine Rückkehr nachgedacht. Erinnerungen hatten sich nachts in meine Träume geschlichen. Lavendelseife und frische Minze in kaltem Eistee. Chanel No°5. Mr Martins Zigarren. Gemähtes Gras, gefallene Blätter. Das Gefühl der väterlichen Arme um mich. Tagsüber war die Angst mit meinen Gedanken durchgegangen. Sie würden alle wissen wollen, wo ich gesteckt hatte und warum ich verschwunden war. Und sie würden alles über Emma wissen wollen.

Die Nacht, in der wir verschwanden, verfolgte mich. Immer wieder ging ich jedes Detail durch. Reue hatte sich in meinen Eingeweiden eingenistet und fraß mich bei lebendi-

gem Leib von innen auf. Ich hatte darüber nachgedacht, wie ich es ihnen erzählen, wie ich es erklären sollte. Ich hatte Zeit gehabt, zu viel Zeit, um mir die Geschichte so zurechtzulegen, dass man sie nachvollziehen konnte. Ich hatte sie überdacht und dann entwirrt, sie anschließend neu erdacht, während Selbstzweifel und Selbsthass das Skript löschten und neu schrieben. Eine Geschichte ist mehr als die Nacherzählung von Ereignissen. Die Ereignisse bilden die Skizze, den Umriss, aber es sind die Farben und die Landschaft und das Medium und die Hand des Künstlers, die aus ihr das machen, was sie am Ende ist.

Ich musste eine gute Künstlerin sein. Ich musste ein Talent entwickeln, wo keines existierte, und diese Geschichte so erzählen, dass man sie glaubte. Ich musste meine eigenen Gefühle für die Vergangenheit beiseiteschieben. Meine Gefühle für meine Mutter und Emma. Mrs Martin und Mr Martin. Mich und Emma. Ungeachtet meiner selbstsüchtigen, unbedeutenden Gefühle liebte ich meine Mutter und meine Schwester. Aber das verstehen die Menschen nicht, also durfte ich nicht selbstsüchtig und dumm sein. Ich musste die Person sein, von der sie wollten, dass ich sie war. Ich hatte nichts bei mir als die Kleider, die ich am Leib trug. Ich hatte keinen Beweis. Nichts, das mir Glaubwürdigkeit verlieh, außer der Tatsache meiner Existenz.

Ich stand frierend im Wald, von Furcht erfüllt zu scheitern. Es stand so viel auf dem Spiel. Sie mussten mir meine Geschichte glauben. Sie mussten Emma finden. Und um Emma zu finden, mussten sie nach ihr suchen. Es hing allein von mir ab, ob meine Schwester gefunden wurde.

Sie mussten mir glauben, dass Emma noch am Leben war.